

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

12) Eine Seegegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Seine eigene Unbedeutendheit wurde ihm in diesen Tagen klar. Früher hatte er bisweilen ein gewisses Selbstgefühl empfunden, wenn er daran dachte, daß er, der begabte und gebildete junge Mann aus guter Familie, seine Studien hatte zum Teufel fahren lassen, um Seemann zu werden. Das mußte ihn doch gewiß in ihren Augen erheben!

Aber nun? Seine Stellung irritirte ihn ständig, wenn er an sie dachte. Und das geschah oft.

Sie erwies ihm im Grunde genommen nicht mehr Aufmerksamkeit als den Andern. Sie grüßte ihn freundlich, wenn er zuerst grüßte, und sagte hier und da einige Worte zu ihm. Aber so war sie auch gegen die anderen. Sie hatte ihm freilich in Europa Abmusterung versprochen; aber das hatte sie wohl nur aus Mitleid gethan. Sie hatte ja gesehen, daß er beinahe weinte. . . . Hu, daß er niemals etwas anderes als ein Schiffsjunge sein sollte, so lange sie ihn sah!

Wenn in der Kooß von der „Schiffersfrau“ gesprochen wurde, ärgerte er sich über die anzüglichen, oft zynischen Worte. Von seinem Platz in der Cde behielt er die Kameraden im Auge und beobachtete sie. Er sah ihren Augen, die durch den Tabakrauch leuchteten, an, wie vergast sie in sie waren, und er fühlte die Eifersucht in seiner Brust bohren. Wenn Tom zum neunzehnten oder zwanzigsten Male daran erinnerte, daß die Frau ihm in einer Kneipe Whisky spendirt hatte, fühlte Benn, daß er ihn haßte. —

X.

Noch war „Merry Schnor“ nicht ganz aus dem Passat herausgekommen. Der Kurs ging in nordwestlicher Richtung und wurde nicht selten einen Strich nördlicher genommen. Die Luft war kühl geworden. In den Nächten froren die Leute bisweilen auf Wacht, und die Kälte nahm ständig zu, je mehr das Schiff in der frischen Brise gegen das kalte Nordamerika vordrang.

Jedesmal, wenn Benn erwachte, um auf Deck zu gehen, war er darauf gefaßt, eine stärkere Kälte zu spüren, als da er sich in die Koje gelegt hatte, und diese betrübliche Erwartung traf fast immer ein.

Die Kameraden sprachen von nichts anderem, als von New-York, von Weihnachten dort und den Briefen. Er saß stumm in seiner Cde und hörte zu. Er sehnte sich auch ans Land, aber ohne jene herpochende Freude, wie früher. Er versprach sich nichts mehr von New-York. Er hatte die Empfindung, daß er seine Erwartungen zu hoch gespannt und sich selbst genarrt hätte.

Er sah sie bei Tage nun selten auf Deck. Zeigte sie sich, war sie in Shawls, bisweilen in Pelzwerk eingepackt und verschwand um ein Weilchen wieder.

Am Abend ging er aus der Kooß hinaus, sobald er gegessen hatte. Er wollte den Kameraden nicht zuhören. Seine Erwartungen wurden dort drinnen noch dürftiger und schwanden schließlich unter ihrem Lachen und frohen Geplauder völlig dahin.

Wenn sie nach New-York kam, blieb sie wohl die ganzen Tage am Land und amüsirte sich mit Freundinnen und Bekannten. Sie freute sich wohl darauf, gerade so wie die Matrosen; sie hatten alle jemand, zu dem sie hingingen, jemand, bei dem sie es sich am Abend gemütlich machen konnten. Sie hatten auch hier ein Heim.

Dann konnte er sich wohl ärgerlich fragen: „Was willst Du? Was?“ Konnte er sich nicht den Andern anschließen, sich für sein Monatsgeld amüsiren oder mit Divind ans Land gehen zu seinen Bekannten aus Arendal? Er konnte massenhaft Briefe an seine Mutter und seine Freundinnen und Kameraden schreiben; dann bekam er natürlich wieder von Allen Briefe, wenn er sie bat, sofort zu schreiben. Und all das, was er von der Reise zu erzählen hatte und besonders von New-York! . . .

Aber ehe er sich selbst dessen recht bewußt war, waren die beunruhigenden, peinigenden Gedanken auf den wunder-

barsten Umwegen wieder aufgetaucht und hatten seine Hoffnungsfreudigkeit zerstört.

Er ging zu den Kameraden hinein. Es wurde ihm zu kalt auf Deck. Geschwätz, Lachen und lärmende Freude schlug ihm entgegen.

Alle — ausgenommen Tom und Benn — waren aus Arendal, und drei oder vier von ihnen hatten gemeinsame Bekannte in New-York, die sie zusammen besuchen wollten. Und sie wurden niemals damit fertig, von diesen Besuchen zu reden.

Einer schwächte begeistert von der dicken Biese und sann zum einundzwanzigsten Mal darüber nach, ob sie noch hinter'm Buffet bei Dejen aus Darbu stand, der bei Drootlyn-bridge eine Kneipe hatte.

Ein anderer drückte die Hand eines Kameraden und schwor hoch und heilig, er würde ihn zu einem Wäschermädel in Fourth-Street mitnehmen. Aber Jens Christian erbettelte sich Hilfe, um in New-York einen Freiersbrief zu schreiben. Er nahm Jotum beim Stragen, denn nun wollte Jens Christian heirathen, wenn er heimkam. Das sollte so verteuft klar dastehen, daß er das Hamdchen haben wollte, daß der verdammte Klemnergeselle, der auch Hahnenbeine hinter ihr her machte, pfeifen und krähen sollte.

Der kleine Tom saß auf seiner Kojendecke zusammengekauert und las seinen englischen Roman von Liebe und Revolvergeschüssen.

Divind spielte auf einer Mundharmonika eine traurige Seemannsweise, die ein paar Kameraden hie und da mitfangen, während sie auf ihrer Schiffskiste unter sich Seife, Streichhölzer und Tabak theilten, die sie einem von ihnen abgeschwagt hatten.

Es herrschte eine menschenfreundliche Stimmung in dem kleinen Raum. Zungen, die einander gehänselt hatten, wurden nun offenerherzig und freundlich. Keiner dachte an Arbeit, bevor es acht Uhr schlug, und die Nachtwache begann. —

Ungefähr dreißig Meilen vor New-York bekam „Merry Schnor“ Gegenwind. Es ward unermüdlich gekreuzt, und die Leute wurden ungeduldig.

Ja, nun waren sie alle darüber einig, daß sie hier bis nach Weihnachten liegen und labiren und brassen konnten.

Die Zungen drängten sich oben in Lubwart mit ihrer Arbeit zusammen, um sich gegen den kalten Wind zu schützen. Sie guckten neugierig über die Reeling: die Schuten standen vor vollem Segel von New-York hinaus; große Postschiffe mit drei bis vier riesigen Schornsteinen durchschnitten schnell und sicher das Wasser und spalteten es in hohe, klare Wellen.

Ein paar Stunden, nachdem der Lootse an Bord gekommen war, sprang der Wind aber um. Der zweite Steuermann kam nach vorn und sagte freudestrahlend:

Heute Abend können wir in New-York sein, wenn der Wind sich hält.“

Die Freude kannte keine Grenzen. Alle Arbeit, die nicht unbedingt nothwendig war, wurde fortgelegt. Die Zungen tanzten und rangen, um sich warm zu machen, während sie auf Ordres warteten. Jedes Mal, wenn eine solche kam, sprangen alle Mann mit seltener Lebhaftigkeit an die Arbeit. Es war, als glaubten sie, gerade dieses Manöver würde sie früher als berechnet ans Land bringen.

In Benn's Gemüthsstimmung hatten die Worte des zweiten Steuermanns einen großen Umschlag hervorgerufen. Sie bliesen seine trüben Gedanken fort. Er sollte wirklich in New-York sein, in Amerika! Noch heute! . . . Er war nicht mehr viele Meilen von dort, wo Briefe lagen und auf ihn warteten! Briefe von der Mutter, den Schwestern und den Brüdern in Christiania und von den Kameraden. Und er sollte morgen an sie schreiben und Antwort bekommen! Und dann kam Weihnachten und die freien Tage, die er in nordwegischen Familien verbringen sollte. Und dann ging es nach Europa zurück — wieder heimwärts.

Am Nachmittage rief einer, daß er Land sähe, und die Leute strömten oben auf der Vak zusammen.

„Noch ist wenig zu sehen,“ meinte einer. Die Zungen hüpfen und liefen wieder auf das Deck herab, und bald war der Tanz um den Fockmast in Gang.

Nur Venn stand noch auf der Bak und er blieb dort oben mehrere Stunden.

Die Küste stieg allmählig klarer hervor, und ein seltsames Gefühl ergriff ihn. All' das, was er von dem Welttheil Amerika gehört hatte, fiel ihm plötzlich ein: Briefe, die er gelesen, Erzählungen, die er gehört hatte von fabelhaft schnell erworbenen Vermögen, von fürchtbaren Eisenbahn-Unfällen, von Revolvergeschüssen auf offener Straße mitten am Tage. Das Land war seiner Kinderphantasie wie ein fernes Märchenland erschienen, so ganz verschieden von seiner Heimath. Und es versetzte ihn beinahe in Verwunderung, daß die Küste doch so ähnlich der norwegischen war.

Der Himmel wölbte sich düster über dem Meer, bisweilen fiel eine Schneeflocke; die Dunkelheit senkte sich herab und die Küste tauchte am Horizont immer schwärzer und phantastischer empor.

Ueber sich vernahm der Junge das monotone Säusen der Brise im Takelwerk, unten die ruhigen Wogenschläge und hinter sich Jens Christians Gesang, einen schleppenden Walzer und schwere Tanztritte.

Im grünen Kleid so schön
War wohl mein Mäd'el anzusehn,
Sie war so nett, nett, nett
Und auch so led, led, led!
Im grünen Kleid so schön!

(Fortsetzung folgt.)

Sind die Welten bewohnt?

Seit jeher reizte der Anblick des gestirnten Himmels nicht bloß den Forscherinn, sondern übte auch einen gewaltigen Einfluß auf die Phantasie des Menschen aus. Namentlich dann konnte sie ihr freies Spiel entfalten, wenn man von den fernem Welten, die uns durch ihr funkelndes Licht Nachricht von ihrem Vorhandensein geben, recht wenig Sicheres wußte. Die Bewegungen der glänzenden Planeten um die Sonne ebenso wie die Bewegung von Erde und Mond hat man zwar recht gut erkannt, über ihre physische Natur war man dagegen ganz außerordentlich im Unklaren; daher war es eine beliebte Spielerei, die Gestirne nicht nur mit menschlichen Wesen zu bevölkern, sondern diese Wesen auch mit allen Vollkommenheiten auszurüsten, die dem Menschen, dem armen Erdenbewohner, fehlen. Der nüchterne Königsberger Philosoph, Immanuel Kant, z. B. verschmähte es nicht, die Planeten als Wohnsitze besserer Wesen in Anspruch zu nehmen. Der berühmte Astronom Herchel ließ seiner Phantasie die Flügel so weit schlagen, daß er die Sonne für den Wohnsitz edler Menschen erklärte, die dort in ewigem Frieden und ewigem Licht ihr Leben ruhig und glücklich hinbringen. Der eigentliche Sonnenball ist nach seiner Ansicht ein kalter dunkler Körper, der von einer Glanzhülle umgeben ist, die ebenso, wie sie Licht und Wärme auf die Erde sendet, auch das Innere der Sonne erleuchtet und erwärmt und Leben auf ihr hervorbringt läßt. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts fand das Märchen vom dunklen Sonnenkörper großen Anklang, trotzdem ein Körper, der außen heiß und im Innern kalt ist, ganz handgreiflich eine physikalische Unmöglichkeit darstellt; im Gegentheil kann die Erhaltung immer nur von außen nach innen, nicht umgekehrt, fortgeschreiten. Die Gluth auf der Sonne, auf der fast täglich gewaltige Eruptionen glühender Gasmassen stattfinden, die aus dem Innern hervorbrechen und hunderte von Meilen hoch emporgeschleudert werden, ist so enorm, daß dort nicht nur menschliches Leben, sondern überhaupt irgend welches organische Gebilde nicht vorstellbar ist.

Verhindert also die feurige Hitze auf der Herrscherin unseres Planetensystems die Entstehung von Leben, so zeigt uns vielleicht die Durchmusterung des Systems selbst irgendwo Bedingungen, die denen auf der Erde ähnlich sind, und unter denen wir daher auch ähnliches Leben voraussetzen dürfen. Die uns nächste Welt, über die wir noch am ehesten durch das Fernrohr Aufschluß zu erhalten hoffen können, ist der treue Begleiter der Erde, der gute, alte Mond, der oftmals die Nächte mit seinem silbernen Glanze erhellt. Ähnliches Leben, wie auf der Erde, herrscht auf ihm sicher nicht; größere Kulturbauten, Häufungen von Häusern in Städten u. a. müßten sich in unseren Fernrohren verrathen, wenn sie auf ihn gerichtet sind. Statt dessen erblicken wir eine eifige, zerklüftete Gebirgswelt, die in ewigem Tode erstarrt scheint. Es fehlt die Luft und das Wasser, die dauernd an der Erdoberfläche arbeiten und sie beständig umbilden. Wenn eine Atmosphäre auf dem Monde vorhanden ist, so ist sie sicherlich von geringerer Dichte, als der 300. Theil der Dichte unserer Luft, und es ist klar, daß unter solchen Umständen organisirtes Leben sich überhaupt nicht oder nur in ganz niederen Formen entwickeln kann. Sollte also der Mond einstmals, vor Millionen von Jahren, bewohnt gewesen sein, so muß er jetzt jedenfalls als eine todte, ausgestorbene Welt betrachtet werden.

Nächten wir unseren Blick auf die Planeten, die Geschwister der Erde, die mit ihr gemeinsam die Sonne umkreisen, so haben wir

zunächst den Merkur zu betrachten; den „stark funkelnden“ nannten die Griechen diesen Stern, den sie regelmäßig am Morgen- und Abendhimmel erblickten, während er in unserer düstrieren Atmosphäre dem unbewaffneten Auge meist unsichtbar bleibt. Auch er selbst scheint mit einer starken Dunsthülle umgeben, die es uns schwer macht, Einzelheiten auf seiner Oberfläche wahrzunehmen; über ihre Gestaltung vermögen wir daher nichts Sicheres auszusagen. Nehmliches gilt von der Venus, die uns als Morgen- und Abendstern erscheint; im Fernrohr betrachtet, zeigt sie einen deutlichen Phasenwechsel, wie unser Mond. Während aber die Hörner des Mondes, wenn sie bald nach dem Neumond hervortreten, scharf abgegrenzt sind, zeigen die der Venus eine weite Ausbreitung nach der dunkeln Seite zu, ein deutliches Zeichen dafür, daß daselbst eine starke Dämmerung herrscht. Die dicke Atmosphäre, die somit die Venus umhüllt, verhindert uns, ihre Oberfläche genauer zu erkennen; doch erscheint es nicht unmöglich, daß die Sonnenstrahlen, die wegen der größeren Nähe der Sonne dort auch eine größere Kraft entwickeln müssen, als auf der Erde, durch die dicke Atmosphäre soweit gedämpft werden, daß sie ein ähnliches Licht und eine ähnliche Temperatur hervorbringen, wie auf der Erde. Freilich würden auch dann die Verhältnisse dort noch wesentlich anders sein als hier; z. B. fehlt die Venus der Sonne stets dieselbe Seite zu, wie uns der Mond, so daß die Hälfte der Venus ewigen Tag, die andere Hälfte ewige Nacht hat. Immerhin dürfen wir die Möglichkeit organischen Lebens dort nicht völlig von der Hand weisen.

Noch weniger ist dieses bei dem Planeten Mars der Fall, von allen Planeten wohl demjenigen, der der Erde am ähnlichsten ist; zwar ist er bedeutend kleiner als diese — seine Masse beträgt nur $\frac{1}{10}$ der Erdmasse, seine Größe nur $\frac{1}{8}$ der Größe der Erde —, aber er hat eine klare, durchsichtige Atmosphäre und reichliches Wasser auf seiner Oberfläche. Dieselbe ist in Kontinente und Meere gegliedert, die durch die geheimnißvollen sogenannten Marskanäle vielfach mit einander verbunden sind. Es regnet und schneit dort, ganz wie bei uns, obwohl der Himmel im allgemeinen viel heiterer ist, als der unserer. Der Wechsel der Jahreszeiten ist ein schrofferer noch, als es auf der Erde der Fall ist; bekanntlich rührt derselbe davon her, daß die Umdrehungsaxe gegen die Bahnebene etwas geneigt ist. Beim Mars ist diese Neigung noch um 5 Grad größer als bei der Erde, und infolge dessen ist der Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter auch größer; dazu kommt noch, daß seine Bahn erheblich von der Kreisform abweicht, so daß der Unterschied seiner Entfernungen von der Sonne auch von Einfluß sein mag. Seine Nordhälfte hat dadurch einen verhältnißmäßig milden und kurzen Winter gegenüber einem langen, heißen Sommer, während auf der Südhälfte diese Verhältnisse umgekehrt sind. Sehr deutlich zeigt sich ihr Einfluß an den eis- und schneebedeckten weißen Polarkappen des Planeten, die im Winter erheblich an Ausdehnung zunehmen, im Sommer dagegen zu einem großen Theil abschmelzen. Zuweilen zeigen sich dann ganz merkwürdige Verdoppelungen mancher Kanäle, die sich immerhalb weniger Tage, zuweilen selbst Stunden vollziehen und während der ganzen Jahreszeit bestehen bleiben. Man hat daraus schließen wollen, daß diese Kanäle die Werke vernünftiger, den Mars bewohnender Wesen seien, welche die Verdoppelung zur Zeit der Schneeschmelze durch Dessen von Schloten bewirken; doch ist das eine sehr vage Vermutung. Wir können zwar nicht leugnen, daß der Mars bewohnt sein kann; doch sind wir nicht im Stande, uns irgend eine plausible Vorstellung von den Kanälen und ihrer Verdopplung zu machen. Jeder dunkle Strich, der in unseren stärksten Fernrohren zur Wahrnehmung kommt, muß mindestens 60 Kilometer, also 8 Meilen breit sein, falls er nicht unsichtbar bleiben soll; für Kunstwerke von solcher Ausdehnung und Größe fehlt uns jedes Verständniß und mehr noch für ihre Verdopplung. Vorläufig müssen wir uns noch mit dem Eingeständniß unserer Unwissenheit über diese merkwürdigen Gebilde begnügen.

In höherem Maße noch ist das bei den fernern stehenden Planeten der Fall. Von Einzelheiten ihrer Oberfläche können wir fast gar nichts wahrnehmen. Doch sind die Verhältnisse wegen der geringen wärmenden Kraft der Sonne so außerordentlich von den irdischen verschieden, daß wir eine Bewohnbarkeit kaum annehmen können; wenn Wasser z. B. auf dem Neptun und Uranus vorhanden ist, so kann es nur als Eis existiren und dieses muß eines der härtesten Mineralien sein, das nur ganz ausnahmsweise in den flüssigen Zustand überzuführen ist. Nur der Jupiter, der größte Planet unseres Systems, bildet eine Ausnahme. Dieses gewaltige Gestirn, das die Erde an Größe 1280 mal, an Masse 310 mal übertrifft, ist, wie schon diese beiden Zahlen zeigen, noch in einem ziemlich loderen Zustande. Seine Masse ist noch nicht vollkommen abgeflacht, sondern zum Theil sendet er uns noch eigenes Licht zu. In seiner Nähe vermag er wohl noch ziemlich starke Helligkeit und Wärme zu verbreiten; da er von fünf Monden umkreist wird, so erscheint es nicht undenkbar, daß auf einem derselben, vielleicht dem innersten, ähnliche Verhältnisse herrschen, wie auf der Erde, so daß denn auch wohl organisches Leben dort anzunehmen wäre. Freilich wäre es dem Untergange in kurzer Zeit geweiht; denn der Jupiter ist seinem Erlöschen sehr nahe, während die leuchtende und wärmende Kraft der Sonne noch auf viele Millionen von Jahren ausreicht, um auf der Erde das Leben zu erhalten.

Zum System der Sonne gehören noch eine Reihe von Kometen, auf denen jedoch so seltsame Verhältnisse herrschen, daß wir Leben auf ihnen kaum voraussetzen dürfen. Sie kommen der Sonne so

nahe, daß die Kohlenwasserstoffe, aus denen sie bestehen, heftig verdampfen und sich in leuchtende Gase verwandeln, dann entfernen sie sich wieder von der Sonne zum theil in Entfernungen, die noch die des äußersten bekannnten Planeten erheblich übertreffen, wobei alles infolge der fürchtbaren Kälte erstarren muß.

Die Durchmusterung des Sonnensystems zeigt uns somit überall Aberaus verschiedene Bedingungen von den irdischen, so daß wir auf ein ähnliches Leben nirgends mit einiger Sicherheit schließen dürfen; doch finden wir auch zuweilen, auf dem Mars zum Beispiel, Verhältnisse, die es zum mindesten nicht unmöglich machen, daß er bewohnt ist. Ganz anders wird noch die Sache, wenn wir unseren Blick von unserem Sonnensystem hinweg auf das unendliche, unermeßliche All richten. Millionen von Sonnen sehen wir am Himmel glänzen, zum theil wissen wir, daß sie dunkle Begleiter haben, zum andern größten Theile ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sie, die der Sonne so ähnlich sind, auch von kleineren dunklen Planeten umkreist werden. Und nirgends sollten bei diesen Millionen von Sonnensystemen und diesen Milliarden und Billionen von Planeten die Verhältnisse sich ähnlich gestalten, wie bei uns? Das ist wenig wahrscheinlich. Vielmehr müssen wir noch auf sehr vielen Planeten der allnächtlich am Himmel leuchtenden Sonnen organisches und bewußtes, dem unseren ähnliches Leben voraussetzen. — Bt.

Kleines Feuilleton.

— **Spanien zur See.** Unter den gegenwärtigen kriegerischen Verhältnissen dürfte, so schreibt die „Romanwelt“, die Thatsache interessiren, daß Spanien von allen seefahrenden Nationen am meisten Unglück mit seiner Flotte gehabt hat. Nicht weniger als gegen 600 Kriegsschiffe hat es seit dem sechzehnten Jahrhundert verloren, meistens durch fürchtbare Katastrophen, die jedesmal gewaltige Verluste an Schiffen und Mannschaften verursachten. Im Jahre 1518, zur Zeit des Aufblühens der spanischen Seemacht, wurde unter dem Admiral Don Hugo de Moncada eine Flotte zur Eroberung Algiers ausgesandt; ein heftiger Sturm vernichtete 30 Schiffe davon, 4000 Seeleute kamen in den Fluthen um. Ein zweiter Zug, der 1541 unter Karl V. gegen Algier unternommen wurde, verlief noch unglücklicher; 140 Fahrzeuge mit einer Besatzung von 8000 Mann gingen verloren. Bei einer 1562 zur Befreiung Orans unternommenen Expedition sanken 20, im nächsten Jahre bei einem heftigen Sturm im Meerbusen von Kadix 15 Schiffe. Im Jahre 1588 verlor Spanien durch den Untergang der Armada 81 seiner besten Schiffe mit 14 000 Seeleute. Fast die gleiche Anzahl Kriegsschiffe wurde durch drei weitere Unglücksfälle noch vor Ablauf desselben Jahrhunderts vernichtet. Das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brachten keine größeren Verluste, bis auf den Untergang von fünf Schiffen, die zu einer 1741 gegen England geschickten Flotte gehörten. In den letzten 125 Jahren hat Spanien 12 Dampfkriegsschiffe und 21 Segelkreuzer mit zusammen 1570 Geschützen, 23 Fregatten mit 800 Kanonen und mehr als 100 Kanonenboote verloren. —

— **Prüfung des Havana-Tabaks.** Der größte Theil des Blättertabaks, der auf Cuba gezogen wird, geht zunächst nach den Vereinigten Staaten, soweit ihn nicht die kubanischen Zigarrenmacher selber verbrauchen, und zu gewissen Zeiten des Jahres sind die Hotels von Havana mit Tabaksläufern aus der Union gefüllt. Aber nicht alle Amerikaner wideln das Kaufgeschäft in Havana selbst durch Vermittelung des Wälfers ab, sondern manche, die das Land und die Sprache genügend kennen, ziehen es vor, in die betreffenden Tabaksdistrikte zu gehen und unmittelbar mit dem Pflanzler selbst zu verhandeln. Nicht selten kaufen sie eine vielversprechende Ernte bereits, wenn dieselbe noch auf dem Felde steht. Sie thun dies freilich nur, wenn sie der Güte des Produkts auf grund früherer Erfahrungen im voraus sicher sind. Der Tabaksläufer muß ein sehr guter, verlässlicher Beurtheiler des Tabaks sein. Er dringt tief in das Innerste eines Ballens Tabaks, den er untersucht, zieht mehrere Blätter heraus und prüft sie nun auf verschiedene Weise. Die erste Probe ist stets die Geruchsprobe. Der kubanische Tabak hat einen scharfen und ihm besonders eigenen Geruch. Schon eine kleine Geruchschwankung nach der einen oder anderen Seite hin kann den Tabak besser oder auch viel schlechter machen. Ist die Geruchsprobe erledigt, so rollt sich der Käufer mit Vorliebe aus einem Blatt eine provisorische Zigarre und raucht sie. Er athmet den Rauch ein und versucht, das Aroma genau festzustellen. Auch prüft er die Asche sorgfältig, und ferner interessirt er sich lebhaft dafür, wie das Feuer brennt, d. h. wie lange er das Feuer hält. Keine Zigarre wird bekanntlich besser davon, daß sie einmal ausgeht — eine feine Havana-Zigarre aber wird in besonders hohem Grade durch ein solches Schicksal geschädigt. Wenn die Probe, die der Käufer raucht, 4 Minuten lang brennt, ohne daß er von neuem daran zu ziehen braucht, so gilt dieser Tabak für sehr gut. Mancher Havana-Tabak hält übrigens volle 5 Minuten lang Feuer, oder gar noch länger. —

Theater.

Freie Volksschule. Draußen der erste, hellglühende Frühsonnertag und drin im Lessing-Theater ein Werk, erfüllt von tief ergreifendem Pessimismus, Ibsen's „Wildente“. Ein heftiger Kontrast! Es ließ sich aber nicht anders machen: die

erste Aufführung der „Wildente“ mußte zum 1. Mai herausgebracht werden.

Es war eine ganz merkwürdige Vorstellung. Kaum je zuvor war das Publikum weniger bereit, mitzugehen, als diesmal. Wie dünn vergleichsweise klang der Beifall nach den Aktchläffen.

Das ist kein Fehler, wenn man bereit ist, daraus eine Erfahrung zu schöpfen und sich zu bescheiden. Die „Wildente“ gehört gewiß zu den anregendsten Kunstschöpfungen unserer Zeit und enthält eine Gestalt, die eine glänzende Bereicherung der germanischen Charakterkomödie ist, die Gestalt des Gefühlskomödianten Hjalmar Etdal, von dem ein Stück in jedes Menschen Brust lebt.

Aber die „Wildente“ ist zugleich von so bitter ironischem Grundton, aus ganz intimer seelischer Analyse baut sich ihr Humor auf, und so schwer an Andeutungen ist der Dialog, daß man mit gespannter geistiger und gemüthlicher Kraft folgen muß. Bis zur Ironie, bis zur intimen seelischen Bergliederung reicht die Theilnahme des Publikums der Freien Volksschule nicht. Dies Publikum entflammt sich eher am pathetischen Ton, und seinem Verständnis ist die feinverästelte Psychologie der Wildente, gerade herausgesagt, zu schwierig. Man muß schon sehr nachdenklich menschliches Wesen verfolgt haben, um hier zu begreifen, und solche Nachdenklichkeit verlangt mehr Raum zur Entfaltung, als ein arbeitüberladenes Publikum sich schaffen kann.

Geistesstärke und verfeinerte Kunstempfindlichkeit fliegen nicht zu, wenn irgendwer es dekretirt, sie wollen mühsam erworben sein. Fast scheint es, als ob bei den kunstpädagogischen Bestrebungen der Volksschulen übers Ziel geschossen würde.

Das verfeinerte Problem erfordert den verfeinerten Sinn; und der gedeiht naturgemäß erst unter glücklicheren materiellen Bedingungen, als den allermeisten unter uns gegönnt sind.

Ueber die Darstellung selbst nur wenige Worte. Sie war im ganzen anständig, korrekt, aber den wehmüthigen Humor der Dichtung ließ sie nicht voll durchleuchten. Herr Waldow als Hjalmar arbeitete mit klugem, schauspielerischem Verstand und vermied es, wie manche andere Darsteller thun, den Gefühlskomödianten wie einen Menschen zu fassen, der sich selber perfisirt. Die Gefühlskomödianten im Leben gehen wieder und treuherzig drein und sie glauben im jeweiligen Augenblick jeder einzelnen ihrer Einbildungen. Zunächst imponiren sie stets sich selber. Das hat Herr Waldow richtig erlamt, aber es blieb bei ihm mehr ein negativer Vorzug. Der äußerst humoristische Darsteller trodenner Philister verlagte, da es sich um eine Art von donquixotischem Humor handelte. Ganz ähnlich, wie Herrn Waldow, erging es Herrn Halim (Geggers Werke), der den Widerpart des Hjalmar, den Rechtlichkeitsfanatiker mit ebenfalls donquixotischem Zug zu spielen hatte. Den alten Etdal, diese groteske Charakterstudie eines waidwunden geschickerten Menschen gab Herr Pfeil. Die Figur war sicher angelegt, nur ist in Herrn Pfeil selber, schon in der äußeren Erscheinung, zuviel robuste Kraft für den scheuen, zermittelten alten Etdal. — Fräulein Meta Jaeger hat nicht ungekräft „Im weißen Röhl“ von Blumenthal-Radelburg das verliebte Gänschen „gelipelt“. Sie spielte anfangs lispelnd und mit kindlichem Gethue die arme Hedwig, die aber kein Theaterbadisch, sondern ein wirkliches Kind an der gefährlichen Altersgrenze ist, wo mit den geschlechtlichen Ahnungen die ersten Exaltationen über die junge Menschenseele kommen. Diese Gestalt ist vom schroffen Ibsen mit besonderer Zärtlichkeit geschaffen worden, und ganz feinfühlig will sie nachgezeichnet sein.

Der glückliche Köffelwirth, Herr Blumenthal selber, sah, in der Direktionsloge und sah dem Spiel zu. Er wird sich schmunzelnd gedacht haben: Bleibt mir ferne mit Euren tiefstimmigen Spekulationen. Ein paar frische Kalauer erheitern das Menschen Herz. Das weiße Röhl, das ist die richtige Spekulation. Das bringt heidenmüthig viel Tantiemen und ist ein glattes Geschäftchen. —

Volksskunde.

dg. Die ersten Schwälben sind wieder aus fernem Süden nach der nordischen Heimath zurückgekehrt. Von all den gesiederten Gästen, die der Lenz uns bringt, wird keiner in Stadt und Land mit solchem Jubel empfangen, wie die Schwalbe. In germanischer Vorzeit dem Donnergott Thor heilig, gilt sie dem Volk noch heute als geweihter Vogel und wird bald als „Nuttergottes“, bald als „Herrgottsvogel“ verehrt. Nach schwäbischem Volksglauben schützt ein Schwalbennest das Haus vor Blitz und Feuersnoth. Im Oeythal geht die Meinung, Schwalbennester machten ein Dorf reich, mit den „Herrgottsvögeln“ zusammen zöge der Segen weg. Im Pustertal stirbt dem, der eine Schwalbe tödtet, alles Vieh. Bei Telz thut sich sogar „bei solcher Unthat“ der Himmel auf. Zu Randers stirbt dem Frevler Vater und Mutter, oder es brennt ihm Haus und Hof zu Asche. Auch in Norddeutschland ist die Schwalbe ein heiliger Vogel. Wenn in Westfalen die Heimkehr der „Swölken“ erwartet wird, geht ihnen der Bauer mit Weib, Kind und Gefinde entgegen bis an das „He“, das Thor des Gehöftes und öffnet ihnen die festlich betränzte Schenke. Ebenso bleiben in den Dörfern der rothen Erde während des Sommers Tag und Nacht die Fenster offen, damit die Glücksvögel hindurchfliegen könnten. Sieht der Weisfale die erste Schwalbe, so schaut er schnell nach, ob unter seinen Fähen eine Haar liegt. Erblickt er ein solches, so kündigt es ihm die Haarfarbe seiner künftigen Frau. In der Neumark muß man sich nach dem Erbliden der ersten Schwalbe sofort waschen,

sonst verbrennt einem die Sonne das Gesicht. In Ostendorf an der Lippe geht dagegen wieder der Glaube, daß man in einem Hause, wo Schwalben nisten, kein Vieh groß bekommt. Nistet eine Schwalbe sieben Jahr an einem Hause, so läßt sie nach dem siebenten in ihrem Nest einen Stein zurück, der Heilkraft besitzt. Im übrigen sieht die Schwalbe sehr auf Ordnung in Haus und Hof. Wenn sie heimkommt, fliegt sie durch die Scheunen und guckt in alle Winkel; ist da nicht alles in Ordnung, so schilt sie nach dem Volksmund!

Vor't Joar, as ik surt gen,
Wören alle Stoppen und Skuren vull;
Nu ar ik weer lan,
Is alles verquidelt, verquaddelt, verheert und verteert."

Nach einem Iseburger Spruch aber unterhalten sich Haus- und Kirchenschwalbe und die letztere zwißchert:

Das Weibsbild, dat zarte Bild,
Wiels in de Marke geit.

Die Hauschwalbe aber erwidert empört:

Wenn Du se seht, wenn ik se seh,
Wenn se Widdags in ehr Koken fleiht,
Süt je ut as de Dibel in de Hölle."

Medizinisches.

— Ueber die "Methode Schenk" schreibt Professor Ernst Häckel in der "N. N. C.": Ihrem Wunsche entsprechend theile ich Ihnen in kurzen Worten den Eindruck mit, welchen ich von der vielbesprochenen "Theorie Schenk" durch dessen soeben erschienene Schrift über den willkürlichen Einfluß auf das Geschlechtsverhältniß erhalten habe. Dieselbe rechtfertigt vollkommen das große Mißtrauen, mit welchem vor drei Monaten die vorläufigen, darüber von dem Wiener Professor veröffentlichten Mittheilungen von der großen Mehrzahl der sachkundigen Naturforscher aufgenommen wurden. Die bedeutungsvolle "Entdeckung", die damals aller Welt mit einer großartigen, für wissenschaftliche Kunde ungewöhnlichen Resonanz angelündigt wurde, schrumpft jetzt auf den unvollständigen Nachweis zusammen, daß die Ernährungsweise der Mutter von einem gewissen Einfluß auf die Geschlechtsbestimmung des Kindes ist. Das wußte man aber schon lange; Düring und andere hatten theils durch physiologische Versuche, theils durch statistische Nachweise gezeigt, daß die verschiedene Qualität und Quantität der Nahrung bei beiden Eltern von Einfluß auf die Erzeugung von Knaben oder Mädchen sein kann. Wenn aber die jetzige Behauptung von Professor Schenk richtig wäre, so müßten Völker mit überwiegender Fleischnahrung (z. B. in den Pampas von Südamerika) mehr männliche Kinder haben, hingegen Völker mit vorwiegend stärkehaltiger Nahrung (Wehl, Zuder und andere Kohlehydrate) mehr weibliche Nachkommen (z. B. viele reisessende indische und mongolische Nationen). Das ist aber durchaus nicht der Fall. Auch viele andere bekannte Thatsachen sprechen gegen die "epochemachende Theorie Schenk". Die Entscheidung darüber, ob aus dem befruchteten Ei ein Knabe oder ein Mädchen entsteht, hängt nach meiner Ueberzeugung von verwickelteren, uns größtentheils noch unbekanntem, physiologischen Ursachen ab. Diese können bei verschiedenen Thieren sehr verschieden sein. Bei den Bienen entwickelt sich — wie man schon lange weiß — aus derselben Eizelle, wenn sie befruchtet wird, ein Weibchen, wenn sie nicht befruchtet wird, ein Männchen (Drohne). Bei einigen anderen Insekten ist es umgekehrt. Solche "Phänotogenese" oder "unbefleckte Empfängniß" kommt bei den Wirbelthieren (zu denen der Mensch gehört) niemals vor. Das endgiltige Urtheil über die "Theorie Schenk" dürfte lauten: "Viel Lärmen um nichts!"

Aus dem Thierleben.

k. Eine Biberkolonie an der Arbeit bildet jetzt eine der größten Sehenswürdigkeiten im Zoologischen Nationalpark in Washington. Nachdem die Biber sich mit ihrem neuen Aufenthalte vertraut gemacht hatten, nahmen sie alsbald ihre gewöhnliche Thätigkeit auf und bauten drei breite Dämme, deren größter wenigstens 4 Fuß hoch war. Diese Dämme waren durchweg das alleinige Werk der Biber. Als Material dienten ihnen entweder Bäume, die sie in ihrem Gehege selbst durchgenagt und so gefällt hatten, oder Zweige, die ihnen zum Futter dargereicht waren. Die Biber schneiden ihr Baumaterial in passende Stücke, die sie zum Wasser schleppen, bis zu dem Orte, wo der Damm gebaut werden soll, hinflößen und dort mit Schlamm und Laubwerk zu einem festen Bau zusammenfügen. In Verbindung mit jenem Damm haben die Biber eine Wohnung gebaut nebst einigen kleinen unterirdischen Gängen am Ufer. Der Eingang zu diesen Wohnungen ist stets unter Wasser gelegen und kann nur tauchend erreicht werden. Die Thiere haben sich bereits ganz an die Nähe des Menschen gewöhnt, so daß das Publikum des genannten Parks bei nöthiger Vorsicht die Biber an der Arbeit beobachten kann.

Meteorologisches.

— Das Fachorgan "Himmel und Erde" veröffentlicht einen Brief des in Redjaf am Nil befehligen Kommandanten

Challin, der einen von ihm in Redjaf beobachteten Mondregenbogen, eine sehr seltene Naturerscheinung unter allen Breiten, also beschreibt: Am Sonnabend, 17. April 1897, gegen 8 Uhr abends, nachdem die Sonne seit zwei Stunden vom Horizonte verschwunden war, erglänzte der Mond mit seinem ganzen Glanze. Da tauchte plötzlich gegen 45 Grad unter dem Horizonte nach Nordnordwesten zu ein Regenbogen auf, dessen Hohlkrümmung nach Westen zu gerichtet war. Die Orangefarbe, die einzige scharf ausgeprägte, befand sich in dieser Richtung; die anderen Farben schienen sich zu verwischen. Die Dauer der Naturerscheinung betrug gegen eine halbe Stunde. Der Himmel war gewitterschwer und schwere schwarze Wolken jagten nach Westen zu, ließen indessen einen großen Theil des Himmels unbedeckt. Weder Weiße noch Farbige hatten jemals einen nächtlichen Regenbogen gesehen.

Humoristisches.

— Unseren Männerchören giebt das "Blindn. Tagbl." folgenden guten Rath: Sentimentale Frühlinglieder passen nicht recht für Männerchöre. Diese Blümlein, Waldvögelein, murrenden Quellen und wie die Geschichten alle heißen, die der zweite Bass hinter dem untersten Bassknopf hervorbrummen muß und wozu der erste Tenor beinahe eine Feuerleiter braucht, um sie vom siebenten Himmel herunterzuholen, mögen noch bei einem Quartett am Platze sein, aber im kräftigen Chor können sie nicht mehr zur Geltung und endigen, wenn nicht gut aufgepaßt wird, in der zweiten Strophe mit einer kompletten Erschöpfung.

— Im Gebirge. Fremder: "Sie haben in Ihrem Dorfe nun auch einen Verein — welchen Zweck verfolgt derselbe?"
Gebirgler: "Daß's beim Raufen ordentlich zugeht!"
(„Flieg. Bl.")

— Aus einem Roman: "Indem sie ihn mit dem Stock schlug, rief sie grünnig: (Fortsetzung folgt.)"

Vermischtes vom Tage.

y. Ein Hilfsbahnwärter in Westercelle, der vor einigen Wochen einen Schienenbruch entdeckte und einen D-Zug rechtzeitig zum Halten brachte, wurde, wie wir einer Korrespondenz entnehmen, mit einer Prämie von drei (3) Mark bedacht.

— In Eiberfeld prügelte ein Arbeiter im Streit seine Frau und warf ihr eine schwere Flasche an den Kopf. Die Frau brach blutend zusammen und starb nach wenigen Stunden.

— Bei Saarbrücken erschlug eine Frau, die auf dem Felde arbeitete, einen Mann, der sich ihr in unmittlicher Absicht näherte.

— Die Stadt München entwickelt sich sehr schnell. Während im Jahre 1805 nur 9, 1840 nur 80 neue Häuser erbaut wurden, waren es 1891 355, 1892 333, 1883 350, 1894 409, 1895 387, 1896 482. Die Zahl der neuhergestellten Wohnungen war 1891 2589, 1892 2515, 1893 2768, 1894 3078, 1895 2714, 1896 3332. Zusammen also in sechs Jahren 16 996 neue Wohnungen. Trotzdem hat die Zahl der leerstehenden Wohnungen in den letzten Jahren abgenommen.

— In der Umgebung von Erlau und Tokaj (Ungarn) haben Sturm und Hagelschlag großen Schaden an Obstbäumen und in Weingärten angerichtet.

— Die Versicherungsgesellschaften in Triest haben beschlossen, keine Versicherung mehr für Waaren, die unter griechischer Flagge verschifft werden, zu übernehmen. Dasselbe beabsichtigen die englischen Gesellschaften. Auf der Insel Zante hat sich eine Clique von 5 bis 6 Personen im Einverständnis mit den einzelnen Schiffskapitänen die Herstellung betrügerischer Havarie zum Geschäft gemacht. In den Jahren 1892/96 fanden 26 statt, für die größtentheils fremde Gesellschaften 313 000 Fr. Versicherungsgelder zu zahlen hatten.

— Die Pariser Vereinigung "Musée social" hat für 1898 einen Preis von 25 000 Frs. für das beste Memorandum über die Arbeiter-Versicherungen ausgeschrieben.

— Der bekannte Kunstreiter Corradini ist im Zirkus in Gotherburg von der Dede herabgestürzt, als er mit einem Pferde im Lustballon emporgestiegen war. Pferd und Reiter waren sofort todt.

— Vor einiger Zeit explodirte in einer russischen Klosterkapelle bei Kursk eine Bombe, wobei das Muttergottesbild unversehrt blieb. Die Mönche verbreiteten die Kunde von dem "Wunder" eifrig und hatten auch Erfolg. Jetzt stellt sich heraus, daß — die Mönche selbst die Explosion veranlaßt haben. Das Altarbild trugen sie vorher aus der Kapelle heraus und stellten es nachher wieder an seinem Platz, um so bei Wallfahrten u. s. w. ein gutes Geschäft zu machen.

— Ein Stierkämpfer in Spanien zeichnete eine Viertelmillion Pesetas für die Nationalsubskription. Dieser Betrag stellt etwa ein Drittel seines Jahreseinkommens dar.